



# Eine Kirche für andere – eine andere Kirche

Text Daniel Kosch, Fotos Christoph Wider

**2009 war für die katholische Kirche im Kanton Zürich ein schwieriges Jahr in ohnehin schwierigen Kirchenzeiten und in einem anspruchsvollen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umfeld. Gerade in solchen Zeiten ist es wichtig, nach dem Auftrag der Kirche in der Welt von heute zu fragen.**

Das Jahr begann mit der Aufhebung der Exkommunikation von vier Bischöfen der traditionalistischen Piusbruderschaft, unter denen sich auch ein notorischer Holocaust-Leugner befand. Dieser Vorgang empörte viele Menschen inner- und ausserhalb der Kirche und sorgte für eine schlechte Presse. Zudem zeigten die Reaktionen, wie tief gespalten die Kirche bezüglich des Verhältnisses der Kirche zur modernen Welt, zum freiheitlichen und religiös neutralen Rechtsstaat sowie zum Erbe des Zweiten Vatikanischen Konzils ist.

Die Diskussion um die Verankerung der Wahl von Gemeindefleitenden in der kantonalen Kirchenordnung machte sichtbar, dass die Mitwirkungsrechte der staatskirchenrechtlichen Körperschaften und der Kirchenmitglieder für den Diözesanbischof keinen hohen Stellenwert haben. Er scheint sie primär als Einschränkung seiner kirchenrechtlichen Kompetenzen zu verstehen und kritisiert sie demzufolge. Anders als der Diözesanbischof legt die Mehrheit der Seelsorgenden im Kanton grossen Wert auf die Mitsprache der Kirchenangehörigen bei der Auswahl und Anstellung der Priester, Diakone und Pastoralassistenten und -assistentinnen.

Gegen Ende Jahr erfolgte die Ernennung eines Weihbischofs für die Kantone Zürich und Glarus ohne jeden Einbezug der kirchlichen Basis und der Seelsorgenden. Das warf einmal mehr die Frage auf, wer für sie ein «guter Hirte» ist und ob es dem heutigen Kirchenverständnis angemessen ist, wenn ein solcher Hirte gewissermassen «durch die Hintertür» ins Amt kommt. Die durch diese Ernennung ausgelösten Gespräche zwischen der Bistumsleitung und den staatskirchenrechtlichen Behörden bewiesen einmal mehr, dass auf der Grundlage des Willens zur Einvernehm-

lichkeit und eines notfalls streitbaren Miteinanders auch in Krisensituationen Lösungen gefunden werden können. Man verständigte sich auf ein Leitungsmodell, das sowohl den Anliegen des Bischofs als auch jenen der kantonalen Körperschaft Rechnung trägt. So konnte die Gemeinschaft gewahrt und gleichzeitig den unterschiedlichen Erwartungen Rechnung getragen werden.

Dass solche Vorgänge und die darin sichtbar werdenden innerkirchlichen Verwerfungen nicht spurlos an der Kirche vorbeigehen, zeigt auch ein Blick auf die Kirchenstatistik. Die Zahl der Kirchengaustritte kletterte 2009 auf den Höchststand von 3864 – und in dieser Zahl noch nicht enthalten sind all jene, die ihre Kinder nicht taufen liessen oder die sich auf ihrem Weg in die innere Emigration oder in noch grössere Kirchengdistanz bestärkt sehen.

«Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist»

Solche Entwicklungen und Konflikte binden viele Energien, sorgen bei kirchlich Engagierten und Interessierten für unzählige Diskussionen und beanspruchen sehr viel Aufmerksamkeit. Unweigerlich werfen sie Fragen auf: Ist das (noch) meine Kirche? Wer bin ich und wo bleibe ich in dieser Kirche? Was wird aus uns und aus unseren Kindern in dieser Kirche? Was für ein Bild von Kirche entsteht in der Öffentlichkeit? Kann ich mich im Bekanntenkreis oder öffentlich mit dieser Kirche identifizieren?

Angesichts dieser Fragen ist es hilfreich, an ein Wort des evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer zu erinnern, der in einem seiner Briefe aus der Haft während des Dritten

Reiches im Jahr 1944 festhielt:

«Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist». Eine solche Kirche «muss alles Eigentum den Notleidenden schenken». «Sie muss an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. Sie muss den Menschen aller Berufe sagen, was ein Leben mit Christus ist, was es heisst, <für andere dazusein>»

Dieser «Kirche für andere», die aus der Begegnung mit Jesus Christus lebt, der «nur für andere da ist», stellt Bonhoeffer eine Kirche gegenüber, «die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck» und die deshalb «unfähig ist, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und die Welt zu sein».

#### Ein hilfreicher Perspektivenwechsel

Dieser Perspektivenwechsel von der «Kirche als Selbstzweck» und der «Kirche für mich» zu einer «Kirche für andere» enthält die Forderung zur Umkehr und zur Abkehr von einer Kirchenfixierung, die den Blick nach innen richtet und die Kirche um sich selbst kreisen lässt. Und er befähigt dazu, die Aufmerksamkeit auf jene «Anderen» zu richten, für welche die Kirche da ist.

Zu diesen Anderen gehören zum Beispiel die vielen Migrantinnen und Menschen mit Migrationshintergrund, die ebenfalls zur Kirche gehören und rund einen Drittel ihrer Mitglieder ausmachen. Sie bringen aus ihren Herkunftsländern eine andere Sprache und Kultur, andere Erfahrungen mit Kirche, andere Lieder und Gebete, andere Frömmigkeitsstile sowie andere Formen des Kircheseins mit. Auch untereinander sind sie höchst verschieden und gehen unterschiedlich damit um, wie sie bei uns, mit uns und neben uns Kirche sind. Eine «Kirche für andere» freut sich an ihrem Kirche-Sein und geht nicht davon aus, dass Menschen mit Migrationshintergrund erst dann «richtig» Kirche sind, wenn sie «wie wir» Kirche sind.

Mit dem Stichwort «Kirche für andere» verbindet sich auch, was die Kirche im Bereich der Diakonie tut: für Menschen am Rande, Menschen in Not, Gefangene und körperlich oder seelisch Kranke, Jugendliche in Krisensituationen, Arbeitslose und Arbeitssuchende, und für all jene, die eine dargebotene Hand, eine offene Pfarrhaustür, eine kompetente Beratung und Lebenshilfe oder eine Seelsorgerin brauchen, die zuhört.



Angesichts der spannungsreichen innerkirchlichen Vielfalt eignet sich «Kirche für andere» zudem dort, wo wir ernst nehmen und aushalten, dass auch Andersdenkende und Menschen mit anderen Vorstellungen von Kirche dazugehören. Unterschiedliche Auffassungen und Frömmigkeitsformen, unterschiedliche Nähe und Distanz zum liturgischen und gemeinschaftlichen Pfarreleben, unterschiedliche Erwartungen und Zukunftshoffnungen, aber auch unterschiedliche Bereitschaften, sich aktiv zu engagieren, gehören notwendiger Weise zu einer solchen Kirche. Eine Kirche aus lauter Gleichgesinnten und Gleichgeschalteten, die alle sind und denken «wie wir», hätte längst aufgehört, Kirche für andere zu sein.

### Es gibt eine andere Kirche – schon hier und jetzt

Der Blick auf alle Facetten unserer Kirchenwirklichkeit, die im vorliegenden Jahresbericht sichtbar werden, und das Wissen, dass wir trotz mancher Schwierigkeiten insgesamt gut mit der Vielfalt in unserer Kirche zurecht kommen, können uns bewusst machen, dass es neben der eingangs geschilderten «Problemkirche» schon hier und jetzt eine andere Kirche gibt, die für andere da ist: mehrsprachig und dialogisch, offen und hilfsbereit, konfliktfähig und willens, die unvermeidlichen Spannungen und Widersprüche auszuhalten und trotzdem weder das Vertrauen noch die Zuversicht noch die Solidarität zu verlieren.

So macht dieser andere Blick eine andere Kirche sichtbar, richtet unser Augenmerk stärker darauf, was ihre Lebendigkeit ausmacht und worin ihre Chancen für Gegenwart und Zukunft liegen. Die unendlichen internen Debatten um die Ausrichtung und die Verteilung der Zuständigkeiten und der Macht in der Kirche treten so etwas in den Hintergrund. Die «Anderen», die nicht zur Kerngruppe jener gehören, die das kirchliche Leben in den Pfarreien und Kirchgemeinden, auf kantonaler Ebene oder anderswo mittragen, interessiert diese Innensicht ohnehin längst nicht mehr oder nur noch am Rande.

### Vom kirchlichen «Innendienst» zur «Kirche in der Welt von heute»

Im Hinblick auf diese «Anderen» und auf unsere eigenen Massstäbe bleibt das Wort Bonhoeffers von der «Kirche für andere» jedoch eine grosse Herausforderung, ja eine Provokation. Eine Kirche, die ernsthaft danach fragt, ob sie «Kirche für andere» ist, beurteilt z.B. kirchliches Engagement nicht primär daran, wie viel Zeit und Energie jemand für die Kirche aufwendet. Was zählt, ist nicht primär der «Innen-

dienst» und der Beitrag zur «Selbsterhaltung» der Institution und ihrer Strukturen, sondern die Bereitschaft und Offenheit, «für andere» da zu sein – im Alltag des Berufs, in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, im persönlichen Umfeld, im sozialen Engagement. Der «engagierte Katholik», die «engagierte Christin» erkennt man nicht in erster Linie an der Zahl der kirchlichen Gremien, in denen sie Einsitz nehmen, sondern daran, dass sie in ihrem Leben mitten in der Welt bezeugen, dass

«Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute ... auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger und Jüngerinnen Christi»

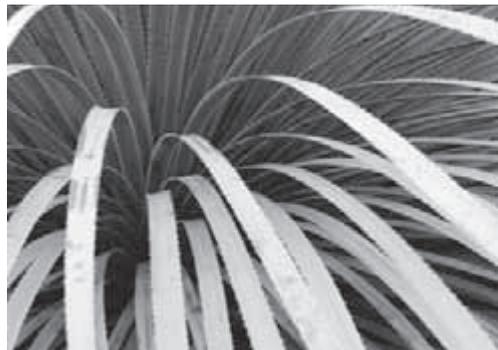
sind, wie es das Zweite Vatikanische Konzil in seinem Dokument über die «Kirche in der Welt von heute» bezeugte (Gaudium et spes 1).

Die «Anderen» und ihre Lebenswirklichkeit nimmt eine solche Kirche nicht in erster Linie unter dem Gesichtspunkt ihrer Nähe oder Distanz zur Kirche wahr. Sie fragt nicht zuerst: «Wie bringen wir die anderen dazu, für die Kirche da zu sein?», sondern: «Wie können wir als Kirche für die anderen da sein?» Eine Blickumkehr verlangt diese Option für eine «Kirche für andere» auch im Hinblick auf den Gottesdienst und die Verkündigung. So sucht eine «Kirche für andere» nicht primär im Alltag der Menschen nach Anknüpfungspunkten für das Verständnis der Bibel oder der kirchlichen Lehre, sondern sie klopft das Evangelium und die Botschaft der Kirche darauf ab, was sie für das Leben hergeben. Und eine solche Kirche trauert nicht primär darum, dass vielen Menschen die Sprache der Kirche und der christlichen Tradition fremd geworden ist, sondern sie leidet daran, dass ihre eigene Sprache dem Leben fremd geworden ist.

### Die Kirche braucht die Anderen, um Gott zu begegnen

Bei einem solchen Sichtwechsel geht es um mehr als eine «raffinierte Werbestrategie» mit der Absicht, die Kirche «den anderen» näher zu bringen, weil diese nicht mehr zur Kirche kommen. Es geht um das Evangelium, ja um Gott selbst. Denn in den anderen, vor allem in den Armen und Notleidenden, begegnet die Kirche niemand anderem als Gott.

Um dies besser zu verstehen, hilft ein bekannter und herausfordernder Text des Neuen Testaments, der vom Weltgericht handelt. Von dieser Entscheidung, in der sich klärt, wessen Leben vor Gott Bestand hat, erzählt Jesus, dass der Menschensohn «jenen zu seiner Rechten» sagen wird:



«Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, empfangt als Erbe das Reich ... Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich war fremd ... ich war nackt ... ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen. ... Was ihr einem dieser meiner geringsten Geschwister getan habt, das habt ihr mir getan.» (Matthäusevangelium, Kapitel 25)

Ob unser Leben vor Gott Bestand hat, ob es «ewiges», also göttliches Leben von bleibendem Wert ist, entscheidet sich daran, ob wir die Not anderer gesehen und gelindert haben. Wer die Not zwar sieht, aber letztlich dann doch übersieht und unbeachtet lässt, verpasst sein Leben und verspielt dessen unendlichen Wert, ja verpasst Gott selbst.

Auf ihre Frage «Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig gesehen oder fremd oder nackt oder krank oder im Gefängnis und haben nicht für dich gesorgt?», werden sie zur Antwort erhalten: «Was ihr einem dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan».

Entscheidend sind also nicht das korrekt formulierte Glaubensbekenntnis und auch nicht die Kirchlichkeit, sondern das geteilte Brot, die Solidarität in der Not, das Aufsuchen des Menschen in seiner Einsamkeit und Gefangenschaft – also das «für andere da sein», nicht nur in Worten und guter Absicht, sondern in Tat und Wahrheit. Diese Solidarität braucht nicht religiös motiviert zu sein, sondern kann anonym und religionslos gelebt werden. Jene, die recht getan haben, sind sich gar nicht bewusst, dass sie in ihrem Handeln dem Auferstandenen begegnet sind, und fragen:

«Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben, oder durstig, und haben dir zu trinken gegeben?»

Nicht so offensichtlich ist eine zweite Botschaft des Gleichnisses vom Endgericht: Dass die Kirche nur dann Kirche ist, wenn sie für andere da ist, hat seinen tiefsten Grund darin, dass ihr in den Anderen Gott begegnet. Sie ist keine Kirche, die Gott und seine lebendige Gegenwart «hat» und «besitzt», so dass sie diesen Gott in die Welt tragen kann, sondern sucht und entdeckt Gott bei den Anderen und mit den Anderen, gerade in der Not und in der Ohnmacht. Eine Kirche für andere, «bringt» Gott und seine Liebe nicht zu den Notleidenden und Bedürftigen, sondern begegnet und entdeckt Gott und seine Gegenwart ausgerechnet dort, wo man sie am wenigsten vermutet hätte: Im Dreck der Armen, im Schmerz der Kranken, in der Einsamkeit der Gefangenen, in der Heimatlo-

sigkeit der Fremden. Derselbe Gott ist auch gegenwärtig in den Zweifeln der Kirchendistanzierten, im nüchternen Realismus jener, die angesichts der Welt nicht an einen liebenden Gott zu glauben vermögen, in der Suche der religiös Heimatlosen nach einem Glauben, der Sicherheit schenkt, sowie im tastenden Suchen jener, die mit dem «allmächtigen und gütigen Gott» traditioneller Kirchenfrömmigkeit nichts mehr anfangen können, aber ihren Gott dennoch im Gebet anrufen, wie dies Petra Fietzeck mit ihrem Psalm-Gebet tut:

Im Keller des Krankenhauses  
auf der Liege im kalten Raum  
unter dem lärmenden Grossapparat  
der Strahlentherapie  
bist du bei mir.

Du hast Deine Nacktheit  
mit gelbem Handtuch bekleidet,  
bedrückt mit Seepferdchen.  
Stumm rinnen Tränen  
aus Deinen Augenwinkeln.

Du liegst auf dem Rücken.  
Du hoffst auf Heilung.  
Du hast Krebs  
mit mir.

(Ins eigene Leben geschrieben, Psalmen für heute,  
© Matthias-Grünwald-Verlag 2010)

Ohne dieses Gebet zu zerreden, sei darauf hingewiesen, dass es – wie das biblische Gleichnis – ein ungewohntes, ja zu tiefst verstörendes Gottesbild enthält: «Du Gott, hoffst auf Heilung. Du hast Krebs.» Gott ist nicht nur «bei» den Notleidenden oder «mit» den Armen, sondern er ist selber ohnmächtig und «liegt auf dem Rücken». Biblisch und theologisch ist dies zwar nur eines von vielen Gottesbildern und darf weder verabsolutiert noch gegen den befreienden, rettenden und heilenden Gott ausgespielt werden, der die Menschen aus der Sklaverei und der Verlorenheit herausführt, Geborgenheit schenkt und ihre Tränen trocknet. Aber im Blick auf unsere heutige Welt und auf die vielen «anderen», die keinen Zugang zum Glauben und zur Kirche finden, ist das Bild vom ohnmächtig schweigenden, ja vom gekreuzigten Gott ein wichtiger Teil des biblischen Erbes. Denn dieses Gottesbild stellt die oft harmlose und gedankenlose Rede vom «lieben Gott» der «alles so herrlich regieret» zu Recht in Frage.

## Das gefährliche «für»

Vor der abschliessenden Frage, welche Herausforderungen sich für eine Kirche ergeben, die im Geist Jesu «nur für andere da ist», ist darauf hinzuweisen, dass das «für» nicht ohne Probleme und Gefahren ist:

Dieses «für» könnte dahingehend missverstanden werden, als «wüsste» die Kirche immer schon, was die anderen brauchen, was für sie gut ist. Dann würde aus der Solidarität mit den anderen eine paternalistische Für-Sorglichkeit.

Es könnte eine Weltsicht verstärken, die einseitig davon lebt, dass es die Welt ist, welche die Kirche braucht. Dann würde aus dem Dialog und der gemeinsamen Suche nach der Gottes- und Lebenswahrheit ein Spiel von Frage und Antwort, in dem die «Anderen» die Fragen haben, und die Kirche die passende Antwort, oder in dem die Welt das Problem ist und Gott die einzig wahre Lösung.

Es könnte Glauben und Kirche auf reines «Gutmenschentum» reduzieren, als bräuchten die Menschen in der Welt von heute bloss materielle Unterstützung und soziale Beheimatung. Dann würde aus der Kirche eine rein soziale Einrichtung, welche die Menschen allein liesse im Ringen um Wahrheit und in der Suche nach Sinn – und dies ausgerechnet in einer unübersichtlich gewordenen Welt, in der viele nach Werten und Orientierung fragen, und in einer Zeit, in der bei vielen Menschen in und ausserhalb der Kirche die Sehnsucht nach Gott als dem unaussprechlichen Geheimnis des Lebens neu erwacht.

Das «für andere» könnte vereinnahmend verstanden werden und die anderen in ihrem Anderssein nicht respektieren, als wären letztlich alle gleich und hätten alle die gleichen Bedürfnisse. Dann würde die Vielfalt und Verschiedenheit der Menschen missachtet und es würde ihnen das Recht abgesprochen, ein Anderer, eine Andere zu werden und zu bleiben.

Um diesen Gefahren und möglichen Missverständnissen der Rede von einer Kirche «für andere» zu entkommen, ist sie zu ergänzen um die Vision einer Kirche «mit anderen», die diese nicht mit falsch verstandener «Fürsorglichkeit» vereinnahmt, sondern nach innen und nach aussen Werte wie Solidarität, Partnerschaftlichkeit, Dialog, Auseinandersetzung und gemeinsame Gottsuche pflegt.

## Am Rand die Mitte suchen

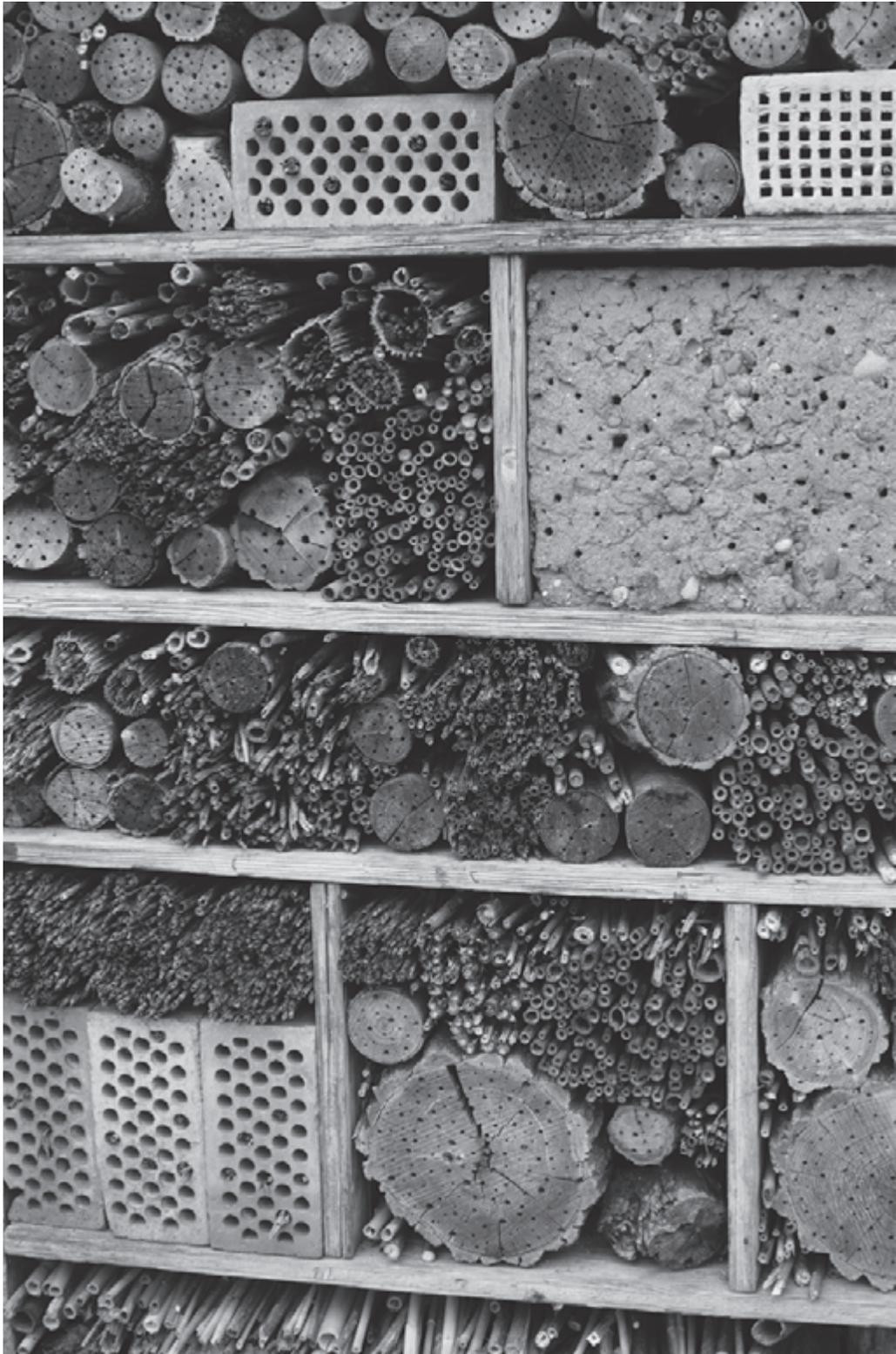
Fragt man nach Konkretisierungen dieser Vision von einer «Kirche für andere und mit anderen», ist an all jene Orte und Institutionen zu erinnern, wo die katholische Kirche im Kanton Zürich – oft in ökumenischer Zusammenarbeit – gesamtgesellschaftliche Aufgaben wahrnimmt oder Räume öffnet, die allen zugänglich sind, unabhängig davon ob sie der Kirche angehören, und ohne Absicht, sie als Mitglieder zu gewinnen oder zu aktivem Engagement zu motivieren. Zu denken ist einerseits an das soziale und diakonische Engagement der Kirche, insbesondere an die Caritas, und andererseits an Orte wie die Bahnhofkirche, das Flughafenpfarramt oder den Raum der Stille im Einkaufszentrum «Sihl City». Nicht zu vergessen sind Orte der Begegnung und seelsorgerliche Angebote in Spitälern, die Mittelschulfoyers, das Lehrlingsangebot «kabel» oder das Projekt einer Jugendkirche.

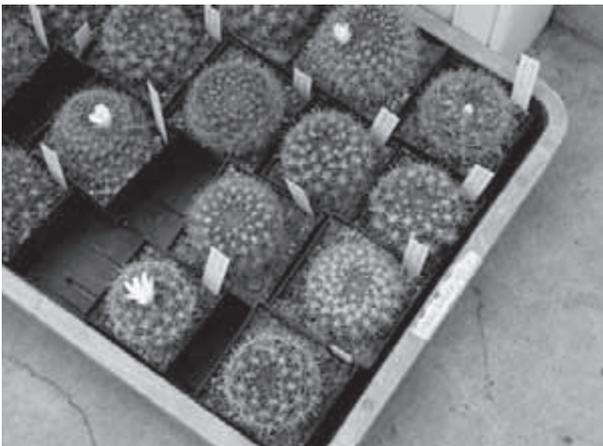
Nicht zu unterschätzen ist ferner, dass unsere Kirchen öffentliche und offene Räume sind, von denen man mindestens weiss, dass man dort einen Moment der Stille verbringen oder eine Kerze anzünden kann. Auch die Pfarreizentren dienen weit über das innerkirchliche Leben hinaus als Orte der Begegnung. Die Liste könnte fortgesetzt werden, zum Beispiel mit dem Hinweis auf Bildungsangebote wie jenen an der Paulusakademie, die brennende gesellschaftliche Fragen aufgreifen und Menschen unterschiedlichster Herkunft miteinander ins Gespräch bringen.

### «Ausserhalb der Welt kein Heil»

Trotz all dieser Initiativen dominiert innerhalb und ausserhalb der Kirche der Eindruck, die katholische Kirche sei derzeit stark mit sich selbst und ihren internen Problemen befasst und auf sich selbst bezogen. Der Hauptgrund für diesen Eindruck ist wohl darin zu sehen, dass die Kirche erst begonnen hat, neu zu lernen, was es heisst «Kirche für andere» zu sein und an einen Gott zu glauben, der nicht nur «mitten unter uns» antreffbar ist, sondern auch «mitten in der Welt» und insbesondere an den «Rändern» der Welt und der Kirche.

Zwar hat die Kirche sich mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil der Welt von heute zugewandt und das Prinzip «Ausserhalb der Kirche kein Heil» (*extra ecclesiam nulla salus*) aufgegeben. Aber sie hat erst begonnen, die Konsequenzen daraus zu ziehen und das Glaubensbekenntnis «Ausserhalb der Welt kein Heil» (*extra mundum nulla salus*) zu buchstabieren und ins eigene Leben und Handeln zu übersetzen. Ent-





*Christoph Wider fotografierte unter Anderem in der Sukkulenten-Sammlung der Stadt Zürich, im Botanischen Garten der Universität und in der freien Natur. Das Titelbild entstand an einem steilen Abhang auf 1200 m Höhe im Jura.*

sprechend macht sie auf diesem Weg in die Welt immer wieder Rückschritte und fällt auf sich selbst zurück. Um dafür ein biblisches Bild zu verwenden und zu verfremden: Zwar kennen und lieben viele das Gleichnis Jesu von den hundert Schafen, von denen eines verloren geht. Und gerne spricht die Kirche vom Gott Jesu, der sich auf die Suche nach dem Verlorenen macht. Aber das Gleichnis wird nicht zu Ende gedacht: Dass dieser suchende Gott sich mit Vorliebe im Gestrüpp und in der unwirtlichen Steppe bei den Verlorenen aufhält und daher nicht primär innerhalb der Kirchenmauern anzutreffen ist, kommt zu selten in den Blick.

Dies gilt längst nicht nur für die offizielle Kirche des Lehramts, die in den letzten Jahren vermehrt den Eindruck erweckt, sie allein verfüge über den Heilswillen Gottes und könne darüber befinden, wo Gottes Liebe ihre Grenzen hat. Auch in den Pfarreien und Kirchgemeinden, bei vielen Seelsorgenden, Behördenmitgliedern und kirchlich Engagierten ist schon wenige Zentimeter unter der Oberfläche einer welt-offenen Kirchlichkeit ein emotional stark aufgeladenes Kirchenverständnis greifbar, gemäss dem das «Eigentliche», das «Kerngeschäft» der Kirche letztlich doch der sonntägliche Gottesdienst und die aktive Kerngemeinde sind. Dieses tief verwurzelte Kirchengefühl wird spürbar in der Trauer und Sorge angesichts der sinkenden Zahl immer älter werdender Gottesdienstbesucherinnen und –besucher, oder im grossen Bedauern darüber, dass es auch engagierten Eltern kaum gelingt, den eigenen Glauben und die eigene Kirchenbindung so an die nächste Generation weiter zu geben, dass diese ein Stück Mitverantwortung in der Kirche übernimmt oder sich wenigstens einigermaßen regelmässig am Pfarreileben beteiligt.

Fassbar wird die Selbstbezüglichkeit der Kirche zudem im Umgang mit den finanziellen und personellen Ressourcen. Wird das Geld knapp, trifft der Ruf nach Einsparungen zuerst jene Orte und Ebenen, wo die Kirche sich gesamtgesellschaftlich engagiert und offene Angebote macht, deren «Erfolg» kaum messbar und deren «religiöser Gehalt» schwer fassbar ist. Die kirchliche, vor allem pfarreiliche «Innenarchitektur» jedoch wird gewissermassen unter spirituellen Denkmalschutz gestellt und zum unaufgebbaren Kernbestand erklärt. Fragen nach dem Verhältnis von Aufwand und Ertrag werden in diesem Bereich kaum zugelassen. Auch der Frage nach der inneren, den Glauben belebenden und nährenden Wirkung wird rasch ein Riegel geschoben. Dabei beruft man sich oft auf Worte wie jene von Antoine de Saint-Exupéry, gemäss denen man «nur mit dem Herzen gut sieht» und «das Eigentliche unsichtbar ist», ohne ernsthaft und ehrlich darü-

ber im Gespräch zu sein, ob dieser kirchliche Alltag unsere Herzen wirklich erhellt und uns zum Eigentlichen unseres Lebens führt.

Auch dort, wo der Priestermangel und die Ausdünnung des sakramentalen Lebens der Kirche beklagt und der fehlende Reformwille bezüglich der Zulassungsbedingungen zum Amt kritisiert werden, kommt selten zur Sprache, dass ausserhalb eines «harten Kerns» kaum jemand die fehlenden Priester vermisst und nach dem eucharistischen Brot hungert.

#### Missionarisch Kirche sein?

Selbst dort, wo das neue Erwachen der Sehnsucht nach Religion und Spiritualität sowie eine neue Sensibilität für das Göttliche beobachtet werden, landet das Gespräch allzu rasch bei der Klage, dass es der Kirche nicht gelingt, dieses «Potenzial» zu nutzen und sich erfolgreich im neuen religiösen Markt zu positionieren. Nur zögerlich, punktuell und stärker an den Rändern der Kirche als in den Zentralen der Kirchenleitung und Kirchenverwaltung wird der Frage Raum gegeben, was es für die Kirche bedeutet, dass der Hunger nach Gott und die Sehnsucht nach einer tragfähigen spirituellen Grundlage ausserhalb der Kirche grösser zu sein scheinen als in den eigenen Reihen. Entsprechend unterschiedlich sind die Vorstellungen, was es heisst, «missionarisch» Kirche zu sein und «den Glauben ins Spiel zu bringen». Während die einen dies als Mobilisierungsappell verstehen, um nicht weiter Terrain zu verlieren, betonen andere die Bedeutung eines aufrichtigen Dialogs, der sich ohne den Hintergedanken der «Mitgliederrekrutierung» auf das Leben der Menschen einlässt, weil Gott längst vor dem pastoralen Bemühen der Kirche bei ihnen angekommen und am Werk ist.

Auch wenn es eigenartig klingen mag: Kirche für andere zu werden, ist in dieser gegenwärtigen Lage der Kirche vielleicht stärker eine Frage des inneren Lernens, Begriffe wie «Gegenwart Gottes» anders zu buchstabieren und ihre Aussage neu zu entdecken, als eine Frage grosser nach aussen gerichteter Strategien. Erst, wenn die Kirche – an der Basis vor Ort wie in der Kirchenleitung – nicht nur äusserlich erfasst, sondern in der Tiefe gelernt und verinnerlicht hat, dass Gott immer schon da ist, wo sie hinkommt, wird sie glaubwürdige Kirche für andere sein können.

#### Eine neue Sprache

Auch in diesem Zusammenhang sind die Gedanken von Dietrich Bonhoeffer nach wie vor aktuell. Im Zusammenhang mit seinem Satz, dass Kirche nur dann Kirche ist, wenn sie für andere da ist, schrieb er zur Taufe eines seiner Neffen:

«Du wirst heute zum Christen getauft. Alle die alten grossen Worte der christlichen Verkündigung werden über Dir ausgesprochen und der Taufbefehl Jesu Christi wird an Dir vollzogen, ohne dass Du etwas davon begreifst.

Aber auch wir selbst sind wieder ganz auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen. Was Versöhnung und Erlösung, was Wiedergeburt und Heiliger Geist, was Feindesliebe, Kreuz und Auferstehung, was Leben in Christus und Nachfolge Christi heisst, das alles ist so schwer und so fern, das wir es kaum mehr wagen, davon zu sprechen. In den überlieferten Worten und Handlungen ahnen wir etwas ganz Neues und Umwälzendes, ohne es noch fassen und aussprechen zu können. Das ist unsere eigene Schuld. Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen. Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muss neugeboren werden aus diesem Beten und diesem Tun.

Bis Du gross bist, wird sich die Gestalt der Kirche sehr verändert haben. Die Umschmelzung ist noch nicht zu Ende, und jeder Versuch, ihr vorzeitig zu neuer organisatorischer Machtentfaltung zu verhelfen, wird nur eine Verzögerung ihrer Umkehr und Läuterung sein. Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen – aber der Tag wird kommen –, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend wie die Sprache Jesu, dass sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen seines Reiches verkündigt.» (Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung)